

Wie sind wir dran, wir Lehrerinnen?

Autor(en): **Hofer-Werner, Gertrud**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **79 (1975)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-317742>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

lein Degen, der Präsidentin bzw. Sekretärin der Sektion Basel SLiV, persönlich dem Präsidenten des Erziehungsdepartementes, Regierungsrat Dr. Brenner, überbracht. Bei der Behandlung im Grossen Rat wurde der erste Wunsch, gleiches Gehalt, ohne viel Federlesens übergangen, zum zweiten erhielt das Erziehungsdepartement den Auftrag, eine Umfrage beim Lehrkörper und den Inspektionen aller Schulstufen der Mädchenschulen (in der Stadt Basel gab es noch gar keine Koedukation und noch viele Jahrzehnte lang danach auch noch nicht) durchzuführen. Die Lehrerschaft lehnte die Beteiligung von Frauen in den Inspektionen mit überwältigendem Mehr ab, auch die Lehrerinnen — mit wenigen Ausnahmen — wollten nichts von weiblicher Aufsicht wissen. Doch die Inspektionen selber fanden den Wunsch erwägenswert. Dazu beigetragen haben dürfte, dass 224 angesehene Frauen aus verschiedenen Kreisen der Stadt in einer besonderen Eingabe sich für diese Mitarbeit der Frauen ausgesprochen hatten. 1903 dann beschloss der Grosse Rat, den verschiedenen Inspektionen der Mädchenschulen (auch der Töchterschule) sowie der Schulen von Riehen und Bettingen (hier besuchten Knaben und Mädchen die Schule gemeinsam) sollten immer drei Mitglieder weiblichen Geschlechts angehören. Eine kleine, aber bedeutsame Frucht des Frauenkongresses von 1896. Ist es doch dann 1956 schon so selbstverständlich in Basel, in die 15gliedrigen Schulinspektionen sogar «mindestens 5 weibliche Mitglieder zu wählen», dass eine Sicherung für die Männer eingebaut wird: *«Die Zahl der männlichen Mitglieder darf in keiner Inspektion unter zwei betragen!»* Seit 1967 heisst es nur noch: *«In sämtlichen Inspektionen müssen beide Geschlechter vertreten sein, und zwar dürfen nicht mehr als $\frac{3}{4}$ der Mitglieder dem gleichen Geschlecht angehören.»* So ändern sich die Zeiten!

Anneliese Villard-Traber

Wie sind wir dran, wir Lehrerinnen?

Wer wissen will, wie ER und SIE eigentlich dran sind, wo ER und SIE eigentlich stehen in unserer sozialen Hierarchie, der betrete das nächste Restaurant und schaue zu. Nehme er die Sache so ernst, wie er will.

Er und sie bestellen. Da kommen die Suppenteller, beide reichlich gefüllt, der seine etwas mehr, der ihre etwas weniger. Wein wird eingeschenkt, sein Glas voll, ihres (meist) fast voll. Hauptgang, Dessert und Kaffee sind schon in der Küche und am Buffet neutral genormt. Beim Einschenken des Kirschs jedoch regiert wieder die Volksintuition: er kriegt Schnaps bis über dem Strich, sie bis darunter.

Geht sie aus mit ihm, so bietet der Kellner den besten freien Tisch des Lokals an. Geht sie mit der Kollegin aus, so bietet der Kellner normalerweise, auch in einem mässig besetzten Lokal — heute sind von acht Fenstertischen drei besetzt — einen dunkleren Platz in Tür-

nähe an. Bei Einspruch der Kollegin holt der Kellner den Ober herbei, der den Frauen das Essen am Fenster erlaubt, murmelnd, die Tische seien ja tatsächlich frei.

Eben betritt eine grosse Familie das Lokal, Brüder, Mütter, Grosseltern, Schwäger und Kinder. Ein festlicher, langer Tisch steht bereit. Sitzordnung wird keine organisiert. Die Natur oder die Gewohnheit, unverstört von Guggenbühls schweizerischem Knigge oder vom zeitgemässen demokratischen Bewusstsein, bildet ihr Grundmuster. Eine unsichtbare Zentrifuge beginnt sich zu drehen. Erst setzen sich die Grossmütter, zuunterst, dort, wo der lange Familientisch an die Wand stösst. Kinder und junge Frauen schliessen an, aber so, dass die Tischmitte freigehalten wird. Der Älteste setzt sich obenan, zuletzt setzen sich drei Väter, Brüder und Schwäger, in die Mitte. Der Älteste oben sieht sich isoliert, wechselt Platz mit einem Kind und setzt sich neben die Söhne, neben die vorläufig stillschweigende Zentrale eines vergnügten Sonntagsschmauses.

Würde die Lehrerin das Schulwesen mit geschlechtsspezifischen Argusaugen betrachten, so könnte sie sicher oft ähnliche Ordnungen und Proportionen feststellen. — Diese Augen würden zuerst einmal auf Verschiebungen und Umbesetzungen, die sich zu ihren Gunsten vollzogen haben, verweilen: Die Lehrerin bekommt eine dem Lehrer *gleichwertige Ausbildung*. Die Forderung «*gleiche Leistung — gleicher Lohn*» ist ziemlich verwirklicht. Die Lehrerin hat die *gleichen, vielfältigen Möglichkeiten zur Weiterbildung* wie der Lehrer. Diese Fortschritte hat sie zum Teil einem sozialen und politischen Umdenken von Behörden und Stimmbürgern, zu einem andern (unwägbar) Teil vielleicht auch der Konjunktur zu verdanken, um hier von vielen möglichen Anstössen zwei zu erwähnen.

Die Lehrerin könnte aber die unsichtbare Zentrifuge immer noch in Bewegung sehen. Er bekommt eher das höhere Amt als sie, als Oberlehrer, Oberstufenlehrer, Inspektor oder Vertreter in einer Behörde. Selbst wenn sie als qualifizierte Kandidatin angefragt würde, ob sie das Amt übernehme: würde sie es angesichts der Strömungen der unsichtbaren Zentrifuge annehmen — mögen?, dürfen? Ein Blick auf eine höhere Ebene würde zeigen: Die Frauen sind (fast) nicht mehr drin: im Bereich nämlich der pädagogischen und sozialen Planung und Entscheidung über Lehrmittel, Lehrpläne, Unterrichtsformen, Schularchitektur, Budget, kurz: auf der Ebene der Bildungsplanung. «Sie wollen ja nicht», heisst es unter Umständen. Ausstehende bedenken leider selten, dass auch die unverheiratete Lehrerin meistens auf zwei Achseln trägt. Sie hat den eigenen Haushalt zu besorgen, sie springt in der Familie ein, wo es nötig ist, sie muss; ausser ihr kann niemand in die Lücke treten, die Verantwortung übernehmen für das Kleine und Kleinste, das einen Haushalt ausmacht. Unter dem Druck der Verhältnisse verzichtet sie oft auf das höhere Amt und übernimmt zum Beispiel neben dem Beruf eine Mutter- oder eine Tochterrolle wie von altersher.

Eine vergleichende Betrachtungsweise muss heute erlernt werden. Sie hilft soziale Ungleichheiten bis zu einem bestimmten Grad ausgleichen. Sie ist *eine* Art der Selbstbeurteilung unter vielen, *eine* Form vergleichender Gesellschaftsbetrachtung unter anderen. Ausreichende Kriterien zur Bewertung des Arbeitsplatzes erbringt diese Betrachtungsweise nicht. Sie zeigt Unterschiede oder Gleichheiten, nicht Eigenleben.

Und Eigenleben, besser noch: Selbständigkeit innerhalb einer nicht übel privilegierten Gruppe hat sie, die Lehrerin. Privat- und Berufsinitiative laufen ein gutes Stück weit gleich. Die Schulstube und der Unterricht sind Raum für individuelle Lebensgestaltung, Phantasie, Neigungen, Begabungen. Sie hat Abwechslung. In der Schule wachsen menschliche Beziehungen zu Kindern und Eltern als Individuen und Gruppenwesen, Beziehungen, die leben und sterben und sich immer wandeln. Diese Kontakte sind stete Aufforderung zu lernen, teilzunehmen an Freude und Leid anderer Menschen und Verantwortung zu übernehmen. Sie macht das auf ihre Art. Sie will es ihm gar nicht gleichtun: sie macht es nicht besser und nicht schlechter als er. Sie macht es anders.

Was ist mehr zu sagen als: Sie ist nötig, und jedes Kind hat ein Anrecht darauf, in jedem Alter zu guten Lehrerinnen und Lehrern zu kommen; es hat ein Anrecht auf Abwechslung und Ergänzung in seiner Entwicklung dadurch, dass Männer und Frauen, Buben und Mädchen mit ihm ein Stück Welterfahrung teilen.

Gertrud Hofer-Werner

Ich glaube nicht, dass man in einen Menschen Gedanken hineinbringen kann, die nicht in ihm sind. Gewöhnlich sind in den Menschen alle guten Gedanken als Brennstoffe vorhanden. Aber vieles von diesem Brennstoff entzündet sich erst oder erst recht, wenn eine Flamme oder ein Flämmchen von draussen, von einem andern Menschen her, in ihn hineinschlägt. Manchmal auch will unser Licht erlöschen und wird durch ein Erlebnis an einem Menschen neu entfacht.

Albert Schweitzer